

Spannenbergs hatten vor fünf Jahren aus Liebe geheiratet, zwei schöne Menschen, die, wie alle Bekannten behaupteten, ganz dazu geschaffen waren, eine Harmonie zu bilden. Thatsächlich gab diese Ehe keinen Anlaß zu irgend einer üblen Nachrede, vor der doch, so lange es Nachbarn und Diensthoten giebt, auch der beste nicht sicher ist. Also: eine Mutter? Man urtheile selbst. Während der fünf Jahre zählte nur ein einziges Mal zwischen den Wänden der Wohnung die zum höchsten Fortissimo geschwollene Rede der temperamentvollen jungen Hausfrau, als sie ihrem Ehemann eine Scene machte. Allein trotz aller guten Nachrede waren Spannenbergs nahe daran gewesen, auseinander zu gehen.

Nach der soeben erwähnten ersten und einzigen Scene, die natürlich wie die meisten Scenen, die junge Frauen ihren Männern machen, in dem kindischen Streben, ihr Uebergewicht zu zeigen, begründet war, erklärte der Gatte, als die kleine Frau zwei Stunden später sich wieder an ihn heranschickelte: „Liebes Kind, ich bin ein Kulturmenschen, ich glaube absolut nicht an die Beweiskraft des geschriebenen Wortes und verabscheue jeden Eilat. Ich werde darum, so oft ich merke, daß Du Dich erregen und Deine Stimme zu verheeren wünschst, unverzüglich die Wohnung verlassen und so lange fortbleiben, bis... Ich meine, drei Stunden werden zu Deiner Beruhigung genügen. Verlasse Dich darauf, das werde ich thun, und wär's auch gelegentlich mitten in der Nacht.“

Die junge Frau versprach Zurückhaltung, und schließlich gab es jenes Versöhnungsfest, auf das es am Ende mancher jungen Frau, die Scenen provoziert, hauptsächlich antommt.

Aber Herr Spannenberg hielt Wort. Bei dem nächsten Anlaß verließ er, noch ehe seine Frau dazu kam, ihre Stimme anschwollen zu lassen, das Zimmer, liebede sich draußen rasch an und ging davon. Bei seiner Heimkehr fand er seine Frau zwar in Tränen aufgelöst, aber nicht geneigt, sich mit sanften Worten beruhigen zu lassen. Schon wollte ihre Stimme wieder anschwellen — da ging er davon, um erst am Abend heimzukehren. Da aber eine Frau sich unbedingt auf irgend eine Weise Luft machen muß, weil sie sonst an den verhaltenen Worten zu Grunde ginge, hatte Frau Spannenberg ihrem Gatten während seiner Abwesenheit einen acht Seiten langen Brief geschrieben, den sie nun auf seinem Schreibtisch, natürlich enthielt er nichts Neues, eigentlich war er nur die schriftliche Wiederholung alles dessen, was die junge Frau in jener ersten Scene, der einzigen geschriebenen, vorgebracht hatte. Eine Verlebenschnur von Vorwürfen und Anschuldigungen, wie sie jede Frau, selbst dem besten Manne gegenüber, zusammenbringen kann. Vielleicht hängt das mit augenblicklichen Störungen zusammen, denen die Physis und durch diese die Psyche der Frau ausgesetzt ist. Herr Spannenberg beschloß, den Brief als in einem Augenblicke der Unverantwortlichkeit geschrieben aufzufassen und schob ihn nach dem Nachtmahl wortlos seiner Frau unter die Serviette. Er machte, als sei nichts vorgefallen, war galant und brachte gelegentlich auch einen Scherz an. Seine Frau aber sagte sich: Der Brief hat gewirkt, er sucht einzuluten. Und sie beschloß, fortan immer, wenn sie etwas auf dem Herzen hatte, zur Feder zu greifen. Seltsam: nun hatte sie ziemlich häufig und immer dasselbe auf dem Herzen. Einige Male ließ der Gatte diese weiblichen Episteln über sich ergehen, er brachte sogar die Geistesgegenwart auf, jeden dieser Briefe zu lesen und ihn dann in eine Lade seines Schreibtisches einzuschließen. Als das erste Halbdutzend voll war, begann er zu überlegen. Diese überaus unnötigen Briefe gingen ihm schon an die Nerven und er mußte fürchten, daß die Korrespondenz, fortgesetzt, sein eheliches Leben untergraben könnte. Was thun? Reden? Das Reden führte höchstens zu einer der ihm genau bekannten Versöhnungen, die an sich ja ganz hübsch waren, jedoch an der Sache selbst keinen Zweck hatten, und eher geeignet schienen, die Spanne von einer Versöhnung zur andern zu vergrößern. Dem Beispiele der Frau folgten und gleichfalls zur Feder griffen? Abgeschmackt! Oder doch — aber dem Schreiben auch eine Begründung geben, indem er die Gelegenheit, reden zu können, befristete. Aber nicht ohne vorherige Aussprache. Gut. Er gab seiner Frau folgende Erklärung: „Mein Kind, Du gehst einen gefährlichen Weg, der uns auseinander führt. Ich wünsche noch einen Versuch zu machen, Dich von diesem Wege abzubringen, ich bitte, ich beschwöre Dich! Noch einen Brief — und ich reise ab. Dann hast Du wenigstens eine Ausrede für Deine Briefe. Ich werde nicht so bald heimkehren, das darfst Du glauben, und — Du Dich auch während meiner

Abwesenheit nicht eines besseren besonnen — dann sollst Du nicht länger an einen Mann gefesselt bleiben, der Dir so häufig Anlaß giebt, Deinem Unmuth schriftlich Ausdruck zu geben, weil er's abgelehnt hat, ihn mündlich über sich ergehen zu lassen.“

Nährung, Thränen — Küsse waren das Ende. Da Frauen aber selbst dann, wenn sie Erfahrungen haben, immer annehmen: „Ah, das ist nur gesagt, er thut's doch nicht!“ hatte Frau Spannenberg bald nach der Ausöhnung die Ankündigung des Mannes vergessen. Nur zu rasch konnte sie dem Drängen, einen ihrer Briefe zu schreiben, nicht widerstehen. Mächtig, daß die etwas perverse Sucht der Frau, mit der Gefahr zu spielen und sie förmlich anzuloden, dabei mit thätig war. Spannenberg fand seinen Brief. Er las ihn nicht — aber er packte seine Koffer. Während seine Frau außerhalb des Hauses bei einer Freundin mit pridelnder Ungewißheit sich die Wirkung ihres Briefes vorzustellen trachtete und sich mit leifem Beben — auf die Versöhnung freute, bestieg Herr Spannenberg einen Koffer und fuhr zur Bahn. Als seine kleine Frau nach Hause kam, hatte sein Schnellzug ihn schon über die Grenze gebracht. Bald konnte es für Frau Spannenberg keinen Zweifel darüber geben, daß ihr Gatte Wort gehalten. Wenige Zeilen, die er zurückgelassen, gaben ihr bekannt, daß er zunächst ziellos in der Welt herumreisen wolle und nur telegraphische Mittheilungen ihm mit einiger Sicherheit erreichen würden, postlagernd in München, Berlin, Köln, Brüssel, Paris. Sie brauche aber auch nicht zu telegraphiren. Er sei entschlossen, unter allen Umständen seine Ankündigung wahr zu machen.

Natürlich fand er in München schon die erste „Rede zurück“ — Depesche vor. Antwort: „Ich befinde mich wohl und reise weiter.“ Das wiederholte sich auch in den nächsten Stationen, die er angegeben hatte, nur wurde die Depesche immer länger, immer dringender. In Brüssel lag ein Brief: Zerkürzung, Reue, Versicherungen der völligen Umkehr, zum Schluss allbezügliche Liebesversicherungen, Millionen Küsse. Antwort: „Ich befinde mich wohl und reise weiter.“ In Paris erwartete ihn ein Telegramm folgenden Inhalts: „Deine Stärke hat mich vollständig bezaubert. Ich trage kein Loos, das ich verdient habe. Glaubst Du noch meinem Schwur, daß ich eine Andere, Bessere erwerbe, dann komme: findest Du den Glauben nicht, dann überlasse mich meinem Schicksal. Ich werde unglücklich sein, aber ich werde Dich ewig lieben.“

Jetzt reiste Herr Spannenberg nach Hause. Unverwartet betrat er seine Wohnung und ging zu seiner Frau. Er merkte, wie sie's drängte, ihm an den Hals zu fliegen, wie sie sich gewaltthätig zurückhielt und mit scheuem Aufblicken fragte: „Du glaubst mir?“ Er sagte kein Wort, aber er breitete die Arme aus, um sie zu umfassen.

Lange, lange hielten sie sich umschlungen, stumm, regungslos. Aber es war ein heiliges Schweigen, ein einziger großer Eid, den ihr Gefühl leistete, und ein sicheres Glauben von seiner Seite war die Antwort. Von diesem Tage an verdienten die zwei die über sie verbreitete Meinung, daß ihre Ehe die reinste Harmonie sei. Und daran kann es keine Aenderung mehr geben; denn jedes Aufwachen der alten Art, jede Frauenlaune zieht sich erschreckt zurück, wenn nur ein Blick des Gatten zur Erinnerung wird. Aber diese Blide werden immer seltener, sie werden ganz aufhören — weil hier eine Frau sich zur Selbsterziehung durchgerungen hat.

„Duchchen“ Amandus.

Humoristische Skizze von B. H e r t w i.

Amandus hieß er; das war sein Kummer so lange er denken konnte. Vor dieser Zeit nannte ihn die zärtliche Mutter nur Duchchen.

Dies gräuliche Diminutiv hatte der Vater mit dem Moment abgeschafft, als Amandus in die Schule geschickt wurde. Da fing des Knaben Denken an und bis zu diesem Moment konnte er sich zurück erinnern.

„Wie heißt Du?“ fragte der Lehrer.

„Amandus Werner,“ lautete die stolze Antwort.

Die Knaben lachten. Sie hatten wohl noch nie den seltenen Namen gehört; sie sprachen ihn spöttisch nach, meist nannten sie sich gegenseitig beim Familiennamen, bei ihm machten sie, wie auf Verabredung, eine Ausnahme und vernünftigen sich förmlich darin, den Kameraden mit dem ihnen so komisch erscheinenden Amandus zu rufen.

Es gab ja viel häßlichere Namen unter der Knabenschaft; Gabriel hieß einer, Sirtus der andere, man wußte sogar von einem Moses, aber der unterrichtete sich nur M. — M. Michalski; — das klang gar nicht so schlecht. Er fing nun auch an, sich A. Werner zu schreiben, auf Heften, unter Arbeiten und Briefen, aber es ging nicht, man ließ ihn nicht in Ruhe, man wollte den Amandus haben.

Amandus, Einer — der geliebt werden soll und muß“, sagten die vorgeschrittenen Lateiner.

Der Knabe klopfte es der Mutter. „Loh sie nur“, lädelte die, „wirf's schon erleben, ja, ja, Du bist mit Recht der Amandus, Einer, der geliebt werden soll und muß...“

„Wirf's schon erleben, ja, ja, Du bist mit Recht der Amandus, Einer, der geliebt werden soll und muß...“

„Daran dachte er jetzt, als er sinnend von seinem mächtigen Schreibtisch sah.“

„Einen ganzen Zeitraum von fast dreißig Jahren mußte er zurück denken, um sich dies Alles zu vergegenwärtigen. Wie oft hatte er sich seitdem noch über den Namen geärgert, die Schulzeit hindurch, in der Tanzstunde, in der Familie; ja, als das ominöse Wort bei der Konfirmation in drei langgezogenen Silben von den Lippen des Predigers floss, da versuchte er beinahe die Andacht, und noch im Wagen fragte der Geärgerte den Vater weshalb er ihm eigentlich diesen Namen gegeben habe.“

„War es Piefel, Vater, hieß einer unserer Vorfahren so?“

„Nein, mein Sohn.“

„Was ist ein Kalendernamen?“

„Auch das nicht.“

„Nun, wie kamst du darauf?“

Der Vater war an dem Tage weich gestimmt und gab ihm Antwort, was er sonst dem Sohn gegenüber nicht immer that.

„Die Mutter hatte Schuld, mein Sohn, sie hatte gerade einen so rührenden Roman gelesen, in dem der blonde, schlante, blauäugige Held so hieß; der hatte es ihr angethan, da wollte sie Dich auch so nennen. War's nicht so, Mutter?“

Die Gatte nicht still mit dem Kopf und streichelte des Kindes Hand; ganz leise sagte sie: „Mein Duchchen, ja, ja, so war's, wirft ihn aber schon noch einmal gern haben, den Namen, wenn ein lieber Mund ihn ausspricht.“

Dann waren Jahre und Jahre gekommen, in denen er ganz unbehelligt blieb, in denen er den verhassten Namen nicht einmal vernahm; das war, als er weit entfernt von der Heimath die Universität besuchte und so fleißig studierte, wie der Besten Einer. Wer sollte ihn auch so nennen? Die Bekannten, die Freunde, die Lehrer riefen ihn Werner, er besah die Briefe von Hause nur unter der Adresse: Herr Studiosus A. Werner und die guten Eltern schrieben wie auf Verabredung immer nur: „Mein lieber Sohn“, oder: „Bester Sohn.“

Und dann — einst an einem schönen Frühlingsabend, gerade als er vor dem ersten Examen stand, bekam er die traurige Nachricht von der schweren Erkrankung der Mutter, die ihn sofort, unverzüglich nach der Heimath rief.

Ohne Besinnen, ohne Aufenthalt fort, in den eilenden Zug, dem elterlichen Hause zu. Wenn er nur nicht zu spät kommt, wenn er nur noch einen Blick aus den geliebten Augen erhaschen kann, wenn er nur noch einmal die treuen warmen Hände drücken, noch ein einziges Mal den Kindername, den geschmähten, hören kann!

Und die müden Augen lächelten wie vertört, als sie den Sohn sahen; die weisse Hand fuhr liebedoll tastend über den blonden Kopf des Lieblingen und „mein Duchchen“ flüsterte der zitternde Mund, „sei glücklich, mein Amandus.“

Wie die Erinnerungen ihn, den einsamen Mann, heute überwältigten!

Längst hatte er die Feder weggelegt, den Kopf in beide Hände gestützt, und jetzt, jetzt fielen wirklich schwere Tropfen durch die Finger herab auf den Briefbogen und verwischten die Schriftzüge; nun mußte er am Ende den Brief noch einmal schreiben, den Brief, der ihm so entsetzlich sauer geworden war.

Er hatte eben keine Übung in solchen Schriftstücken; die wissenschaftlichen medizinischen Abhandlungen gingen ihm leichter von der Hand, die eingreifendsten und wichtigsten Rezepte stoffen ihm sicher und gewandt durch die Feder. Viele Briefe hatte er nicht zu schreiben, denn dem guten Vater hatte er längst bei sich ein behagliches Heim bereitet und mit Stolz sah der alte Herr auf den schnell berühmten gewordenen Sohn.

Wie früher nannte er ihn noch immer: „mein Sohn“, wohl auch: „Dochterchen“, und wenn er sehr gut gelaunt war, „Professoren“; man sah es ihm an, es that ihm wohl, ihn so zu nennen.

Aber daß seine Frau Doktorin und später keine Frau Professorin kam, das that ihm weh, dem Alten, das konnte er gar nicht begreifen. Freilich müßte es ja ganz etwas Besonderes, ganz Vortreffliches sein für den berühmten Sohn, den herrlichen Menschen; aber es gab doch auch solche, wenn er nur lücheln, sich nur umschauen wollte. Aber er, der Professor A. Werner, wollte nicht lücheln, er wollte sich nicht umschauen, sondern machte nur an seinen gegenseitigen Beruf und an seine schweren Pflichten, deren Erfüllung er sich mit seinem ganzen Manneserfahrungen hingab; wie hätte er zu anderen Dingen Zeit gehabt!

Und gerade bei der Erfüllung seines schwierigen Berufes war das Glück an ihn herangekommen; leise, süß, beströmend, mit braunen Augen und dunkelblondem Haar, die Augen fast immer von Thränen umfleeiert

über ihren schwerkranken Vater, dessen beste Pflegerin sie war. Die kleinen, zarten Hände zitterten nicht, wenn sie dem Kranken die wohlthätige Arznei reichten, aber der rothe, süße Mund beugte, wenn sie den forschenden Fragen des Arztes die Antwort erteilte.

Und eines Tages kam die Stunde, als er das erlösende Wort sprechen durfte, das Wort „Gerettet“, eines der schönsten im ganzen großen Sprachschatz. Ein sorgenber Vater den Seinen wiedergegeben, die lang verbannt gewesene Freude wieder Einzug haltend in die darobenden Herzen — in überströmender Glückseligkeit küßte Hedwig dem theuren Arzt und Freunde die Hände.

„Hedwig, was thun Sie?“ rief er erschreckt, und erhobte, auf's tiefste erregt.

Stunden und Tage hindurch küßte er den heißen Fuß auf seiner Hand, und in dieser Zeit küßte er sich immer mehr hineingezogen in den wunderbaren, süßen Zauberkreis der ersten, tiefen, wahren Liebe. Aber dennoch fehlte ihm der Muth zum Sprechen und zum Fragen, wohl, denn länger wollte er nicht zögern, sollte es die Feder thun.

Nun hatte er eben den Brief geschrieben, in dem er sein theures Mädchen gefragt, ob es ihn lieben könne, ob es die Seine werden, ob sie seinem ersten, einfachen Leben der erwiderte Sonnenstrahl werden wolle; gerade hatte er unterzeichnet wollen, da stockte er mit der Feder, heute aber mußte Farbe bekannt werden; er probte nebenan auf dem Blatt die so lange verbant gewesenen Schriftzüge, da stand es plötzlich — „Amandus Werner“ — einer, der geliebt werden soll und muß, sicherte es ihm in die Ohren... da erstand seine Jugendzeit wieder vor ihm, da war ihm die Erinnerung gekommen, mächtig und überwältigend...

Er fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn, nun hatte er einen schnellen Entschluß gefaßt, in einer Viertelstunde war er bei dem geliebten Mädchen und in wenigen, kurzen, aber herzlich innigen Worten hatte er ihr gesagt, was der Brief verrathen sollte. Und ihre Antwort?

Ihr blonder Kopf lag an seiner Brust, ihre Arme hielten ihn fest umschlungen. „Kann es denn sein, kann es denn wirklich sein? Du mein Heißgeliebter, mein Amandus!“

Wie das klang! wie eine Liebsthuma, wie ein Gruß aus jener Welt. Seine Augen wurden feucht. „Sag' es noch einmal, Geliebte,“ bat er, „ich habe den alten gräulichen Namen — woher weißt Du ihn nur? — so lange nicht gehört. Die Mutter hat Recht gehabt, wie klingt er süß aus Deinem Munde, sage ihn mir noch einmal.“

Und unter Thränen flüsterte das holde Mädchen: „Mein Amandus!“

Der verzauberte Hut.

An einem kalten Wintertage sah der Herr Inspektor Kämme mit seinen Spielgenossen im Cafe beim Stat und gab sich mit allem Eifer dieser edlen Beschäftigung hin. Das Lokal war ziemlich stark besucht, und dies veranlaßte den etwas ängstlichen Kämme, von Zeit zu Zeit Umschau nach seiner Garderobe zu halten. Ueberzieher- und Hutmacherlei schienen beinahe in mancherlei Gestalt in den Kaffeehäusern herum, und besonders die Spieler sind die erwählten Opfer dieser Gauner. Es dunkelte etwas; der Pittolo sang an, im Hintergrunde die Lichter anzuzünden.

Kämme hatte soeben ein Solo ohne drei verloren und sah ärgerlich vor sich hin, und zwar gerade nach der Stelle, wo seine Garderobe hing. Er schrak plötzlich ordentlich zusammen — sein Hut war nicht mehr da! Kämme stand sofort auf, um sich Gewißheit zu verschaffen. Am Rahmen hing er nicht, am Boden lag er nicht; er suchte die ganze Nachbarschaft ab — der Hut war fort. Was thun?

Einer der maskenhaft vorübergehenden Ritze hatte die Liebenswürdigkeit, seinen Part im Spiel zu übernehmen, und Kämme eilte kurz entschlossen fort, um sich in dem benachbarten Geschäft einen neuen Hut zu kaufen. Erstens: Er konnte doch nicht ohne Hut eine halbe Stunde weit nach Hause gehen; zweitens: was hätte „Sie“ gesagt, wenn er haarhändig vom Kaffeetisch gefommen wäre! Diesen Sarkasmus, diesen Spot hätte er nimmer ertragen können.

Er kaufte also einen Hut, den er eigentlich so wie so schon lange gebraucht hätte; der gekripte war nämlich schon längst nicht mehr salzfähig, und deshalb war der Verlust leichter zu verschmerzen. Die Verkäuferin wußte ihm auch einen etwas feineren Filz aufzuschwätzen, und in bedeutend besserer Laune betrat Kämme das Cafe wieder und nahm, nachdem er den neuen Hut an den Platz gehängt hatte, von dem der alte verschwunden war, sein Spiel wieder auf; er erlebte die Freude, daß das Blatt sich gewendet hatte und ein eigener Glückstern über ihm aufzugehen zu sein schien. Zur bestimmten Stunde wurde der Stat beendet, Kämme strich seinen Gehirnhaut über's Pflänzchen glückstrahlend ein und erhob sich, um zu gehen. Er zog seinen Ueberzieher an, legte seinen Hut auf und empfahl sich bei seinen



„Ihre rothe Nase erweckt in mir schwere Bedenken, ob ich Ihnen meine Tochter anvertrauen darf!“

Genossen. Blüchlich fuhr ihm etwas eigenartig durch den Sinn. Wie kam es, daß der neue Hut so vorzüglich sah, nachdem er vorher etwas gedrückt hatte, was nach Aussage des Verkäufers in einigen Tagen vorbei sein sollte. Er nahm den Hut ab, besah ihn innen — richtig, da war keine Visitenkarte eingeklebt — seine Visitenkarte — Himmel, wie kam das? — Es war sein alter, vorher vernünftiger Hut — und der neue war verschwunden!

Der eingegangene Verbrecher. Ude: „Himmel, wie siehst Du denn aus, Ede? Ganz verschwoollen?“

Sine merkwürdige Sitte hat der „Danz. Fig.“ in Bitow und umgebend ein Musiker, der mit seiner geschulten Kapelle meist zu lässlichen Hochzeiten aufspielt, eingeführt. Es bekommt nämlich jede Braut, zu deren Hochzeit er die Musik stellt, die Brautschuhe von ihm ganz umsonst, weil er nach seiner Profession — Schuhammer ist! Aber hiermit nicht genug, er stellt auch seine ganze Musikkapelle umsonst und ist mit dem Gelde zufrieden, das man ihm so beim Abtanzen des Brautanzuges auf den Teller wirft. Wie nun aber Konturrenz auf allen Gebieten vorhanden ist, so kam es auch hier. Ein anderer junger Musiker kam auf dieselbe Idee und gibt nun ebenfalls jeder Braut, zu deren Hochzeit er die Musik stellen darf, ein Paar Brautschuhe. Es begab sich kürzlich, daß in dem Dorfe Morgenstern eine Hochzeit gefeiert werden sollte. Während nun die Schiebereltern die Musik von dem neuen Musiker wünschten, verlangte die Braut die Musik von dem alten Musiker wegen der Brautschuhe. Einem schönen Sonntags stellte sich aber der neue Musiker der Braut vor, brachte auch ein Paar extrafeine Brautschuhe mit und pagte diese gleich der Braut in galanter Weise an. Die Braut gab nun auch halb und halb ihre Zustimmung, denn die neuen Schuhe, die dem Musiker selbst 6,50 Mark gekostet hatten, pagten ganz vorzüglich. Endlich kam der Tag der Hochzeit und damit auch eine großartige Ueberausung für alle Theile. Als die alte Musikkapelle auf dem Bahnhofe anlangte, um nach Morgenstern zu fahren, kam auch die neue Musikkapelle an und fuhr ebenfalls dahin. Und richtig, zum allgemeinen Erstaunen der versammelten Hochzeitsgäste kamen zwei Musikkapellen zu der Hochzeit. Schließlich mußte die neue Musikkapelle wieder abfahren und die alte spielte ihre munteren Weisen. Die Sammlung für die Kapelle erach 69,55 Mark. Der neue Musiker strengte nun gegen das junge Ehepaar einen Prozeß um diese Summe an, und das Ehepaar wurde verurtheilt, an den Musiker die 69,55 Mark zu bezahlen und auch noch die Kosten zu tragen.

Aus den Bergen. „Wo geht denn die Landstraße nach Tegernsee?“

Der Bedant. Braut: „Nun sag' mal, Alfred, wann soll denn endlich unsere Hochzeit sein?“

Offen. Herr (zu einer sehr reichen Dame): „Mein Fräulein, ich liebe Sie rasend, wollen Sie die Meine werden?“

Modern. Frau: „Ich gebrauche für unsere Scheidung ein neues Kostüm!“

Gelungen. Schulze (zum Gemeinbediener): „Ich weiß doch, daß du Kerl keinen Pfenning werth bist, darum habe ich dir, ehe du den Häutling nach dem Kreisgericht geschafft hast, die Taschen visitirt, und nun habe ich erfahren, daß du doch mit ihm in der nächsten Dittschafft gezecht hat! Woher war das Geld?“

Wahr. Frau: „Ich gebrauchte für unsere Scheidung ein neues Kostüm!“

Ein nach dem andern. Schau'n S, Herr Nachbar, mein Zimmerherr hat immer so seine Passion gehabt: A Hunderl, an Affen, an Eichhag, an Papagei, — dann kauft er a Aquarium, — jetzt ist er auf Frösch' und Kröten verfallen, — und gestern bracht' er gar a Schlangen mit... — Was sagen S, Frau Wampier, — a Schlangen? — Passen S auf, der heirath' bald!

Wahr. Frau: „Ich gebrauchte für unsere Scheidung ein neues Kostüm!“

U. „Unsern Freunde Emil dürfte es doch ziemlich schwer geworden sein, sich das Jawort der reichen Erbin zu holen!“